

Alt und Jung

Was machen wir nur gegen die Angst?



von Judith Giovannelli-Blocher

Ich finde es beruhigend, dass beschönigende Sprüche gegenwärtig rar geworden sind.

In der Schweiz geht die Angst um. Das zeigen schon die leeren Regale in Lebensmittelgeschäften und der Andrang auf medizinische und soziale Einrichtungen. Was mir in der jetzigen Aufregung Eindruck macht: Die Öffentlichkeit schläft diesmal nicht. Sofort wurden Massnahmen angeordnet, zum Beispiel Verbote von beliebten und prestigeträchtigen Anlässen wie der Fasnacht oder des Autosalons.

Es ist klar: Was jetzt geschieht, muss ernst genommen werden. Und ich bin froh, iragieren die Behörden unmissverständlich, auch wenn man gar nicht weiss, was man eigentlich tun soll. Das Coronavirus ist noch wenig erforscht, und da ist man schnell am Verzweifeln. Gleichzeitig spüre ich aber auch im gemeinsamen Erleben von aufwühlenden Ereignissen das Bedürfnis, in bedrohlicher Lage zusammenzustehen, einander nicht allein zu lassen. Die Angst ist ja etwas diffuses, irrationales. Sobald man sich auch nur an einem konkreten Zipfel festhalten kann, fühlt man sich ein wenig besser.

Auch die Schweiz fühlte sich entlastet. Viele meinten, es sei in letzter Zeit ruhiger geworden um die Flüchtlingszone, es gibt sogar freie Plätze in unseren Flüchtlingsheimen. Aber ab und zu fragt jemand: Wo sind denn jetzt all die Abgewiesenen? Jean Ziegler, ehemaliger Sonderberichterstatter für das Recht auf Nahrung der UNO und 86-jährig, also nur ein Jahr jünger als ich, wollte es persönlich wissen. Er reiste letztes Jahr nach Lesbos, wo sich Moria, das grösste Flüchtlingslager Europas, befindet. Anschliessend schrieb er ein Büchlein mit dem Titel «Die Schande Europas». Keine Wohlfühllektüre. Es ist anschaulich und vergisst auch die vielen Bemühungen von Helfenden nicht. Ziegler hat von jedem Menschen, mit dem er während seines Aufenthaltes gesprochen hat, den Namen aufgenommen. Und der steht jetzt in dem Buch.

Viele kennen die traumhaft schöne Insel von eigenen Ferienaufenthalten – auch ich habe vor etwa 30 Jahren dort wunderbare Ferien verbracht. Das Flüchtlingslager wurde in einer leer stehenden militärischen Kaserne eingerichtet. Es hat dort nach Ziegler Platz für 3000 Menschen. Zurzeit seines Besuches auf Lesbos hielten sich aber gegen 20 000 Menschen auf dem Areal auf. In den Zeitungen stand: Wer nicht Platz gefunden habe, hause jetzt in den umliegenden Olivenhainen. Romantisch ausgedrückt, nicht wahr? Ziegler sah, wie die Menschen dort mit Stecken und Lumpen notdürftige Einrichtungen schufen, um irgendwo unterzukriechen. Toiletten und Duschen gibt es keine. Mahlzeiten werden gebracht.

In diesem Elend gibt es sogar Touristen, die das Ganze kritisch beäugen. Sie stellen fest, dass die herumstreichenden Obdachlosen die erhaltenen Essensrationen wegwerfen. «Die essen eben nur das, was sie sich gewohnt sind», lautet der abwertende Tenor sofort. Jean Ziegler, der alte Profes-

sor aus der Schweiz, ging hin, bückte sich, nahm solche Dosen auf und sah, dass das Fleisch darin verdorben war. Nicht in allen Büchsen, es gibt auch geniessbare Mahlzeiten. Darum hören die hungrigen Verlorenen nicht auf, immer wieder nach Esswaren zu suchen. Aber ob man das auf den Luxusdampfern, die auf dem Meer vorbeirauschen, wahrnimmt?

Mit dem Entschluss von Erdogan, tausende von Flüchtenden, die bis jetzt in der Türkei zurückgehalten worden waren, freizulassen und damit das Flüchtlingselend wieder über sämtliche Länder von Europa zur verbreiten, stehen die Zeichen wieder auf Rot.

Den Text über Moria hatte ich für die Kolumne schon fertig. Da kam die Nachricht über die Woge der nackten Angst über der Schweiz. «Da kannst Du jetzt nicht einfach über Lesbos schreiben», sagte ich mir, und schrieb eine neue Epistel über die Angst. Aber Lesbos muss trotzdem erwähnt bleiben. Denn nur dann, wenn wir uns der Realität stellen, werden wir gewappnet dafür, uns unserem Alltag zu stellen. Angst ist irrational, mit Fakten allein lässt sie sich nicht besiegen. Wo aber sind Trost und Beruhigung zu finden?

Ich finde es beruhigend, dass beschönigende Sprüche gegenwärtig rar geworden sind. Wenn ich persönlich nicht mehr weiter weiss, finde, die Situation sei nicht mehr tragbar, suche ich stets den Kontakt zu anderen Menschen. Wir haben letztlich nur einander. Auch wenn die Enttäuschungen nicht ausbleiben. Aber es gibt, und ich beschäftige mich schon seit Langem damit, einen bleibenden Faden der Gerechtigkeit und der Menschenliebe, der auch in schlimmsten Situationen nicht abreisst.

*Von guten Mächten wunderbar geborgen
Erwarten wir getrost, was kommen mag
Gott ist mit uns am Abend und am Morgen
Und ganz gewiss an jedem neuen Tag*

Diese Worte schrieb der Widerstandskämpfer Dietrich Bonhoeffer 1944 im Gefängnis, einige Tage, bevor er von den Nazis hingerichtet wurde, an seine Verlobte. Dieser Satz lebt auch heute. Er ist in Liedern gefasst und lebt in mehreren Gesangsbüchern weiter. Er gehört zum Hoffnungsgut derer, die an eine Zukunft der Welt festhalten.

Die Schweiz ist keine Insel, sondern mitten-drin. Verstecken wir uns nicht, sondern stellen wir uns dem, was ist, und suchen wir unentwegt die Gemeinschaft mit allen, die ebenfalls unterwegs sind. Wir brauchen einander.

Info: Die 87 Jahre alte Schriftstellerin Judith Giovannelli-Blocher lebt mit ihrem Mann in Biel. Sie beschäftigt sich seit Langem mit Altersfragen.
kontakt@bielertagblatt.ch

Aus dem Grosse Rat

Ist ein Campingplatz natürlich?



von Sandra Hess
Grossrätin FDP

Die Frage, wie natürlich ein Campingplatz ist, erhitzt die Gemüter. Der Campingplatz in Gampelen, der seit 1955 existiert, soll Ende 2024 für immer zugehen. Der Baurechtsvertrag mit dem Kanton Bern läuft aus, einen neuen soll er nicht mehr abschliessen dürfen. So zumindest wollen es Natur- und Heimatschutzkommission und zahlreiche Schutzverbände. Denn der Platz steht mitten im Naturschutzgebiet: wo man keine Blume pflücken darf, kann man also erst recht nicht campieren.

Fragt sich nur, weshalb dort überhaupt ein Camping ist? Die Antwort ist einfach: Vor 65 Jahren war das Fanel noch kein Naturschutzgebiet. Der Platz entstand legal, an schönster Lage zwischen See und Wald. Seither lässt das beliebte Fleckchen Ferienland Schweiz Jahr für Jahr die Herzen Hunderter Camping-Freunde höherschlagen. Nicht nur sie fühlen sich seit Jahrzehnten wohl, auch die Natur entwickelte sich prächtig. Mit den Jahren wurde das Gebiet zum Wasser- und Zugvogelreservat, Flachmoor- und Auengebiet, sowie zum Landschafts- und Naturdenkmal von nationaler Bedeutung. Das Umweltamt spricht von einem «Hotspot der Biodiversität», alles ist fein säuberlich gesetzlich verankert.

Schade nur, dass niemand daran dachte, den Campingplatz rechtsgültig zu sichern. Nun könnte man annehmen, dass Scharen von Fachleuten nach Gampelen reisen, um das Erfolgsrezept des Zusammenlebens von Mensch und Natur zu ergründen. Aber weit gefehlt. Stattdessen kommen andere Spezialisten und erklären den Campierenden, dass sie im wertvollen Naturraum am See keinen Platz mehr haben. Keine Rede davon, dass Fauna und Flora trotz dem Campingplatz wunderbar gediehen sind. Nun will man helfen, einen Ersatzstandort zu finden. Dass das recht schwierig ist, gibt aber auch der Regierungsrat offen zu. Weshalb die Koexistenz von Mensch und Natur, die seit mehr als 65 Jahren gut funktioniert, nun partout beendet werden muss, ist nicht nur für die Betroffenen schwer zu verstehen.

In Zeiten von Innenverdichtung braucht es doch auch Freiräume für die Menschen. Erst recht jetzt, wo das Klima geschont und Freizeit- und Ferienholung möglichst in der Nähe gesucht werden soll. Ich unterstütze deshalb die Motion «Weiterbetrieb des Campingplatzes Fanel», die diese Woche im Grosse Rat behandelt wird. Natürlich ist die rechtliche Sicherung des Campingbetriebs angesichts der vielen Schutzvorschriften eine Herausforderung. Aber alle diese Regeln wurden von Menschen gemacht, also können Menschen sie anpassen. So, dass sich Natur und Campieren im Fanel auch von Gesetzes wegen ausnahmsweise nicht widersprechen.

kontakt@bielertagblatt.ch

Krawattenzwang

Wenn das Gutmensch-Bild unerwartet getrübt wird



von Bernhard Rentsch
Chefredaktor

Ohä lätz – zuweilen wird das eigene Gutmensch-Bild unerwartet getrübt. So letztlich an der Benevol-Front in Biel, nachdem freiwilliges und ehrenamtliches Engagement an dieser Stelle vornehmlich im positiven Bild präsentiert wird. Es menschelt aber halt auch da.

Der konkrete Vorfall, der mir zugetragen wurde: Eine über 70-jährige Mitarbeiterin, die sich einmal wöchentlich für einen ganz minimalen Stundenlohn quasi ehrenamtlich in einem Second-hand-Laden engagierte, wurde kurzerhand und per sofort vor die Türe gestellt. Dies an einem Samstag nach dem Tagesdienst – diesen übernahm die letztlich Abgestrafte notabene kurzfristig zusätzlich – kurz vor Feierabend. Die Begründungen: mangelnde Loyalität und fehlende Sozialkompetenz.

Das sind Vorwürfe, die jedem HR-Spezialisten die Haare zu Berg stehen lassen und die in der «richtigen Welt» firmen-

Gerade beim Engagement von Freiwilligen wäre das das Mindeste an Anstand.

intern die Alarmglocken schrillen lassen. Denn das sind happige Fehlleistungen einer Angestellten, die eine Untersuchung der internen Abläufe und Stimmungen nötig machen. Wer will schon mit Zweifeln an der Loyalität seiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter konfrontiert sein? Da ist doch eigentlich schon bei der Rekrutierung einiges schief gelaufen, was wiederum kein gutes Licht auf die Vorgesetzten wirft.

Sei's drum, Nichtbeteiligte können das scheinbare «Vergehen» nicht nachprüfen. Und es ist ja auch nicht so, dass im ehrenamtlichen Umfeld die gleichen Massstäbe wie in einem börsenkotierten Grossunternehmen anzusetzen sind. Aber es betrifft halt trotzdem ein Geschäft, das einen nicht zu unterschätzenden Umsatz ausweist. Beim offenen Streit wird Aussage gegen Aussage sein. Störend am Vorfall ist neben der Tatsache, dass eine offenbar weitherum geschätzte Mitarbeiterin und Kollegin ohne Vorwarnung geschasst wurde, die

Art und Weise der Nicht-Kommunikation.

Üblich ist im Arbeitsprozess eine Aussprache, eine offen angebrachte Rüge bis hin zu einer Verwarnung. Der Untergebenen ist in jedem Fall Gehör zu gewähren. Gerade um sieben Ecken herum kolportierte Unzulänglichkeiten erweisen sich im direkten Gespräch häufig als unhaltbar. Für diese Art der Kommunikation braucht es von beiden Seiten aber Offenheit und Rückgrat. Es ist in jedem Fall der richtige Weg, um Missverständnisse und Ärger zu vermeiden. Gerade beim Engagement von Freiwilligen wäre das das Mindeste an Anstand.

brentsch@bielertagblatt.ch
Twitter: @BernhardRentsch

Im persönlichen Blog berichtet Bernhard Rentsch, Chefredaktor «Bieler Tagblatt», wöchentlich über Erlebnisse im privaten wie im beruflichen und gesellschaftlichen Leben – immer mit einem Augenzwinkern.